

APOLOGETISCHE BLÄTTER

Mitteilungen des Apologetischen Instituts des Schweizerischen katholischen Volksvereins

Postcheck-Konto VIII 27842

Tel. 85458

Zürich / Auf der Mauer 13

Preis vierteljährlich Fr.2.- Erscheint zweimal monatlich, 12-14 seitig
Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet.

Nr.9. (Erste Minummer)

12. Mai 1943

7. Jahrgang

Inhalt

- Gespräche über den Beveridgeplan S.99
- Das Rätsel Russland S.105
- Umschau über neue und ältere katholische Literatur zum
Them: Vorschung (Fortsetzung) vgl. Nr.6 S.108
- Ein vielgelesenes Buch:
- Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines
Europäers. 1942. Hermann Fischer-Vorlag, Stockholm S.110

Gespräche über den Beveridgeplan.

Vorwort der Redaktion: Im folgenden bringen wir, in eine literarische Form eingekleidet, Gedanken über den heute auch bei uns viel besprochenen Beveridgeplan. Die einzelnen Vorschläge desselben zu diskutieren ist Sache der Wirtschaftler, die grundsätzliche Stellung zu derartigen Problemen ist hingegen eine apologetische Frage, die jeden Katholiken bewegen muss. Gerade hierin bietet der nachfolgende Beitrag wertvolle Wegleitung.

Im Schatten einer Platane pflegte ein kleiner Kreis geistig interessierter Menschen zusammenzukommen, um sich über die grossen Fragen der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft zu unterhalten. Ständiger Gast war ein früherer Chefredaktor, der den Professorentitel hatte, ein Kaufmann, der früher einmal Präsident eines Fürsorgevereins gewesen war und immer noch "Herr Präsident" hiess und endlich ein "gnädiges Fräulein", der das Landhaus mit dem Garten gehörte und auch dieses Plätzlein im

Schatten der Platane. Es sei noch erwähnt, dass man auf der einen Seite das Ufer eines Sees und auf der andern ein schon bald mächtig aufsteigendes Gebirge hatte, während man die nächste Umgebung als eine idyllische Landschaft ausgesprochen hätte. Einzelheiten über Personen und Gegend werden im Laufe der Darstellung des Gespräches gewiss noch zutage treten. Es gibt keine Ansichten, die im leeren Raum leben und alles, was Menschen gesprächsweise sagen, hat den Unterton persönlicher Schicksale. Das merkte man schon aus den ersten Worten des Präsidenten, der das rote Buch mit dem blauen Streifen, auf dem der grosse weisse Titel "Beveridgeplan" über dem Untertitel "Sieg über die Not" verführerisch lockte, auf den Tisch legte.

Der Präsident hatte als Kaufmann seinen Betrieb schliessen müssen. Ehe das Verhängnis mit seiner ganzen Schwere niederbrach, hatte er, das Unheil schon ahnend, sich mit sogenannten Mittelstandsproblemen beschäftigt. Er hatte begriffen, dass er allein einer Entwicklung nicht steuern könnte, die den kleinen Kaufmann einfach zu zermalmen drohte. Eine kurze Weile war er dann ein Opfer jener Demagogie geworden, die mit den plötzlich in der Not erwachten politischen Gefühlen eines zum Tode verurteilten Standes ihr verbrecherisches Spiel begann. Er hatte sich aber bald mit verhaltener Wut von Verführern abgewendet, die mit einem Programm der Befreiung des Mittelstandes begonnen hatten, um mit der Vernichtung dieses Standes zu enden. Ihm gefiel es vor allem, dass der Beveridgeplan nicht nur der arbeitenden Klasse dienen wollte, sondern allen Gliedern, Klassen und Ständen der Gesellschaft. So hören wir ihn denn sagen: "Die Arbeiter haben in unseren Tagen mächtige Vertretungen, sie können sich helfen. Die Krise des Mittelstandes ist viel schwerer, und wie schwach sind bisher noch die Versuche und auch die Mittel gewesen, um hier zu helfen. Ein Beveridgeplan könnte wenigstens dem äussersten Elend steuern, das hier auf die vielleicht wertvollste und unentbehrlichste Schicht der menschlichen Gesellschaft wartet".

Der Präsident beeilte sich, zum Schluss seiner Ausführungen zu kommen; denn er fühlte wohl, dass hinter der freundlichen Zustimmung der Dame des Hauses sich ein Ungewitter vorbereitete; dessen Grund er sich nicht zu erklären vermochte. In der Tat fiel ihm das gnädige Fräulein sehr ungeduldig ins Wort: "Ein Buch, auf dessen Aussenseite der Untertitel 'Sieg über die Not' steht, kommt mir geradezu lächerlich vor. Ich habe es nur gekauft und gelesen, weil es von so manchen Seiten ernst genommen wurde. Eine Lächerlichkeit, deren sich ein seriöser Professor bei seinem eifrigen Bemühen selber nicht bewusst ist, hat übrigens etwas Rührendes, bildet moinetwegen eine eigene ästhetische Kategorie, ist geradezu ein charakteristischer Ausdruck für die zynische Haltung mancher Kreise in unseren Tagen, die Millionen in den sicheren Tod schicken mit dem tröstlichen Versprechen, es werde eine allgemeine Lebensversicherung die Frucht der Hingabe ihres Blutes sein." Schon machte sie eine Pause, denn auch in Augenblicken der Entrüstung blieb sie doch höflich, und so schwieg sie denn mit einem demütigen Blick zu dem Professor hinauf, der offenbar etwas zu bemerken hatte. So war es in der Tat, und nun spricht also der Professor.

"Irgend eine Not hat heute jeder. Es ist verständlich, dass die Reklame daran anknüpft. Es handelt sich ja um ein nicht leicht zu lesendes Buch. Selten begegnen wir darin einem Stil, der unser Inneres anspricht. Das Ganze ist grundsätzlich trockenes Referat, völlig beherrscht vom Statistischen, erstarrt im Sprachkrampf von Abstraktionen. Nun, man liest auch dieses, wenn es dabei um einen 'Sieg über die Not' geht. Der Verfasser ist übrigens bescheiden. Er will nur einen 'beschränkten Beitrag zu einer umfassenden Sozialpolitik' liefern, er kennt ausser der Not, der die Sozialversicherung abhelfen soll, noch andere 'Riesen auf dem Weg zum Wiederaufbau', die niederzuringen sind, nämlich 'Krankheit, Unwissenheit, Schmutz und Mühsiggang'. Was er unternimmt, ist eigentlich nur die Planung einer Lebensversicherung, die den bisherigen Versicherungen dieser Art überlegen sein soll. Sie werden einräumen, dass ein solches Unterfangen ein Verdienst darstellt. Wird es nicht der 'Sieg über die Not' sein, wie die Reklame ihn schon ver-

kündet, so wird vielleicht mehr Not in Zukunft besser behoben werden können. Ich habe Ihnen sieben einige Worte aus dem Anfang des Buches zitiert, lassen Sie mich sogleich noch einige andere anführen, die auf Seite 254 stehen, wo aufgrund einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung ausgeführt wird, 'dass die Beseitigung der Not unmittelbar vor diesem Krieg und durchaus im Rahmen der Wirtschaftsmittel unseres Gemeinwesens ein leichtes gewesen wäre'. Es folgt dann der lapidare Satz: 'Die Not war ein unnötiger Skandal, an dem Faulheit schuld war, dass man nichts zu ihrer Verhütung tat'."

Die Dame: "Es wird wohl niemanden geben, der nicht die Bemühungen edler Männer und Regierungen anerkennen und unterstützen möchte, die mit den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit ernst machen. Bilden die Volksgenossen eine einzige Familie, so muss ein jeder, der mehr als das unbedingt Notwendige besitzt, dem Bruder oder der Schwester helfen, die vor Hunger sterben. Wie der Beveridgeplan es selber sagt, ist ja auch in der Vergangenheit schon viel in dieser Hinsicht geschehen. Es handelt sich hier zweifellos um eine Pflicht der Gemeinschaft, aber ich hätte doch dazu einiges zu bemerken. Sehen Sie, ich stamme aus der Familie eines grossen Industriellen. In unserem Betrieb gab es soziale Einrichtungen die Hülle und Fülle. Es wäre undenkbar gewesen, dass einer unserer Angestellten und Arbeiter vor Hunger umgekommen wäre, und das gilt bis zum letzten Laufburschen und Putzmädchen. Niemand hatte dort ein Risiko, ausgenommen mein Vater und wir, die Familie des Eigentümers. Mein Vater sagte das auch ganz offen einem jeden, der es hören wollte. Er war der Meinung, dass eine solche Aufklärung bei der ethischen Erziehung unserer Leute unentbehrlich sei. Seine Weisheit war die, dass das Leben ein ständiger Kampf sei, dass es darin eine vollkommene Sicherheit gegenüber der Not nicht geben könne, und so werden Sie, meine Freunde, denn begreifen, dass hier für mich ein psychologisches Problem vorliegt. Die ganze Mentalität des Beveridgeplanes scheint mir angekränkt durch eine gewisse Versicherungsanämie, durch eine Weltanschauung, in deren Mittelpunkt nicht der notwendige Kampf mit dem Leben steht, sondern eine Haltung, die für diesen Lebenskampf eher schwächend als stärkend wirkt. So z.B. ist in den grundsätzlichen Partien des Werkes vom Wert des Leidens, vom Samaritendienst der Liebe nirgendwo die Rede. Was schlimmer ist, solche Gedanken ergäben geradezu eine Dissonanz, ganz zu schweigen vom Christentum. Hier kann man nur sagen, dass das ganze Buch von Christentum chemisch rein ist. Ich übertreibe vielleicht ein wenig, aber Sie werden wohl verstehen, was ich meine".

Der Präsident: "Vielleicht übertreiben Sie wirklich, mein gnädiges Fräulein, denn, wenn schon vom Christentum ausdrücklich nicht die Rede ist, so wird doch das Buch wesentlich getragen von Ideen, die überall in einer wahrhaft christlichen Gemeinschaft vertreten werden. Ich buche es oben doch sehr positiv, dass der Beveridgeplan von der Idee einer Gemeinschaft ausgeht, die sich als solche solidarisch verpflichtet fühlt. So meine ich, dass das überall neu erwachte Interesse für Sozialpolitik doch aus einem schönen ethischen Gefühl hervorgeht, aus dem Bestreben, mit der Bruderliebe unter allen Menschen wirklich ernst zu machen. Ich meine, wir hätten allen Grund, hier mit Herz und Seele dabei zu sein und eine Stunde nicht zu versäumen, in der man mit Recht vom Christentum als der Religion der Liebe entscheidende Tage erwarten darf".

Die Dame: "Das sei zugegeben. Natürlich muss die Gemeinschaft und schliesslich der Staat zweckentsprechende Massnahmen treffen, um den Zusammenbruch etwa des Mittelstandes zu verhindern. Sie wissen, dass mein Vater seinen Betrieb schliessen musste, weil es einem gewissen Konzern so gefiel, und da hätte ich im eigenen Leben ein Beispiel dafür, was eine richtige Sozialpolitik hätte leisten können und müssen. Dieses Problem betrifft nicht nur den Mittelstand, sondern alle Stände. Wenn wir so im allgemeinen bleiben, dann haben Sie natürlich vollkommen recht. Aber gestatten Sie mir doch, dieses zu bemerken, dass man sich gegenüber allen möglichen menschenfreundlichen Bestrebungen doch stets Rechenschaft darüber ablegen muss, aus welchem Geiste dergleichen hervorgeht. Wir haben allerlei Humanitäres in den

letzten Jahren und Jahrzehnten erlebt, das in seiner ethischen Grundhaltung doch sehr fragwürdig blieb. Es gab sogar eine Humanität, die sich ganz ausdrücklich in Gegensatz zur christlichen Liebe stellte. Erfahrungen dieser Art haben mich daran gewöhnt, Vorschläge, wie den Beveridgeplan, sehr genau anzuschauen, bevor ich ein restloses Ja dazu sage. Und ich beginne immer damit, peinlich zu untersuchen, ob ich bezüglich der Ehrlichkeit und Lauterkeit der Absicht bei einer solchen Sache vollkommen ruhig sein darf. Für mich ist der Herrgott immer ehrlich und der Teufel immer ein Schwindler. Das Evangelium mit der Lehre, dass man täglich sein Kreuz tragen müsse, wirkt auf mich gerade wegen der Ehrlichkeit solcher Aussprüche, die in die ganze Mentalität von Beveridgeplänen nicht recht passen wollen. Gehen wir aber nun zu Einzelheiten, so werden Sie bald sehen, dass man hier doch einen gewissen Verdacht auf nicht ganz ehrliche Handlungsweise bisweilen nur schwer unterdrücken kann. Die Möglichkeit, einen solchen Plan durchzuführen, hängt nämlich von so viel unbekanntem und unberechenbarem Grössen ab, dass man doch nicht mit solch einem Pathos von Errungenschaften sprechen sollte, deren verborgene Fundamente in allen Teilen unsolid sind. Beveridge selber muss zugeben, dass die gesamte Sozialpolitik und die Möglichkeit vor allem, in einem solchen Ausmass von staatswegen das Leben eines jeden Bürgers zu versichern, durchaus abhängt von der Prosperität der Wirtschaft. Es wird unverblümt gesagt, dass ohne die wirtschaftliche Prosperität des England der Zukunft ein Beveridgeplan versagen muss. Wer der Menschheit wirklich helfen will, der sollte sich nach Möglichkeiten umsehen, die nicht so schwankender Natur sind, wie etwa die wirtschaftliche Prosperität, die doch gerade in den letzten Jahrzehnten ganz zurücktrat hinter den wirtschaftlichen Krisen. Der Krieg lässt so etwas vielleicht für eine Weile vergessen, aber es gibt doch keinen ernsthaften Wirtschaftler, der sich nicht in dieser Hinsicht für die Nachkriegszeit die grössten Sorgen machte. Eine Not, die durch Kassen gelindert werden soll, wird nicht mehr zu lindern sein, wenn die Kassen leer sind. Das Paradoxe dabei ist, dass zwangsläufig die wachsende Not mit dem schwindenden Inhalt der Kassen parallel geht, aus denen sie doch Abhilfe erhalten soll.

Nehmen Sie einen Augenblick an, dass die christliche Nächstenliebe wirklich funktionierte, so kämen wir nicht in eine ähnliche Verlegenheit. Denn die Liebe wächst mit der Not und bleibt ihr immer überlegen. Sie kennt keine Krisen, hat es aber in sich, von ihrem eigenen absolut krisenfesten Boden aus eine jegliche Krise zu mildern. Wer es anders will, kommt heute oder morgen in Konflikt mit der Wirklichkeit, muss zu Methoden greifen, die die Natur nicht mehr ergänzen, sondern zersetzen, und weil in einem solchen System die natürlichen Kräfte nicht sinngemäss arbeiten, so ist man genötigt, nach der Gewalt zu rufen, nach dem Staat.

Der Beveridgeplan ist eine Zwangsversicherung und zwar eine staatliche, Teil einer umfassenden staatlichen Planung, wie Beveridge selbst ihn kennzeichnet. Dieser Plan steht und fällt also, erfährt eine Steigerung oder eine Schwächung durch die jeweils im Staate herrschende Macht. Demnach wäre also die künftige Sicherung des Lebens aufs innigste verbunden mit der ebenso zukünftigen Unsicherheit der politischen Systeme. Genug, meine Freunde. Ich schaue auf den See unter uns und finde, dass diese Fragen abgründig tief sind, wie er, dass hier ein Wirbel den anderen weckt, und ich schaue auf die Berge über uns, die in die Höhe und in die Ferne der Ideale weisen, zudem aber uns sagen, dass jeder Aufstieg schwer ist. Wir sind hier in der lieblichen Gartenlandschaft, einer Zone des Lebens, die wir, trotz allen Schicksals, das wir erfahren haben, noch als seine Günstlinge geniessen. Vielleicht hat Beveridge in einer ähnlichen Lage im Schatten eines Platanenbaumes seine Pläne niedergeschrieben, ich weiss es nicht, aber in diesem Falle hat er doch wohl weder Tiefe noch Höhe neben sich gehabt; und kennt auch das Elend der Slums, er löst seine Fragen doch unter weiser Schonung des Opfergeistes, der Tiefen und der Höhen des Lebens, für mich in einer sogar leicht spielerischen Form. Verzeihen Sie einer Frau, dass sie es

gewagt hat, so viele Torheiten auf einmal zu sagen. Aber es sind ja Männer da, die das wohl wieder zurechtrücken werden, die sich zudem besser als ich auskennen in all den Referaten und Ziffernreihen dieses Buches".

Der Präsident: "Entschuldigen Sie sich nicht, gnädiges Fräulein, wenn Sie als Dame zu diesen Dingen ausführlich sprechen. Alles, was mit der Linderung der Not zu tun hat, alles, was in die Richtung mitleidvoller Liebe und Hingabe geht, gehört doch von rechts wegen zur Domäne der Frau. Es ist das auch der Sektor des öffentlichen Lebens, auf dem sie das ureigenste Feld ihrer Tätigkeit finden und ständig erweitern soll. Haben es die Männer zum 'männermordenden' Krieg gebracht, so mögen uns die Frauen den Geist des Friedens bewahren und vor allem dazu helfen, dass der Friede fruchtbar werde. Man kann nun durchaus, wenn Sie eine gewisse Ergänzung Ihrer Gedanken gestatten, die soeben von Ihnen dargelegten Grundsätze vertreten und doch den Beveridgeplan und ähnlichen Bemühungen freundlicher gegenübertreten. Vielleicht haben Sie in Ihrem Feuer für die Ideale gewisse Fortschritte übersehen, die in diesem Plan in der Richtung auf das Ideal zu verzeichnen sind. Beveridge ist sich offenbar klar darüber, dass er nur einen bescheidenen Beitrag liefert, dass er nun einen Anfang setzt, wo noch unendlich viel zu tun ist. Er fasst als praktischer Mensch die Dinge dort an, wo sie am dringenden der Abhilfe bedürfen. Er will einmal jenen helfen, die tatsächlich vor dem Verhungern stehen. Dass heute noch Menschen verhungern, das nennt er in ethischer Entrüstung einen Skandal. Er will nicht dem Leben die Kräfte der Initiative rauben, er will nur sorgen, dass das Existenzminimum niemandem fehle. Auch für dieses soll noch gearbeitet werden, der Staat tut es ja nicht allein. Das ist ein löbliches Unterfangen.

Er will auch nicht alles dem Staat übertragen und bestehen lassen, was an Versicherungseinrichtungen gut und bewährt ist. Ich sehe das alles an wie ein praktischer Kaufmann. Es wird auch niemand zufriedener sein als Beveridge selbst, wenn andere kommen und seine Arbeit sinngemäss ergänzen. Er ruft geradezu nach tüchtigen Sozialpolitikern. Er lässt auch alle Möglichkeiten offen für die Hilfe, die mehr als Goldhilfe ist, selbstverständlich auch für das Wirken christlicher Nächstenliebe. Machen wir ihn nicht verantwortlich, wenn er nicht gleich bis zu den Wurzeln der Not vorgeht und erst einmal das Allernotwendigste erledigt haben will. Weil die von ihm bezeichnete Not so schreiend ist, so bemüht er den Staat, ohne dessen Eingreifen ein kräftiger Anfang unter den heutigen Verhältnissen gar nicht gesetzt werden kann. Später wird der Staat sich vielleicht selber überflüssig machen.

Ich für meinen Teil bin deshalb durchaus für eine Förderung der im Beveridgeplan niedergelegten Gedanken. Vor allem, meine ich, müssen wir erstens dafür sorgen, dass es zu einer Not, wie wir sie heute noch beobachten, überhaupt nicht kommt, und zweitens müssen wir uns klar darüber darüber sein, dass man eine gefährdete Existenz nicht dadurch zu retten vermag, dass man ihr ein Existenzminimum in die Hand drückt. Nun ist aber natürlich die Reihe an unserem Professor, der wahrhaftig so stumm geworden ist, als hätten wir ihn verurteilt zum Dasein eines stillen Teilhabers in unserer Runde. Damit muss es nun ein Ende nehmen".

Der Professor: "Ein stiller Teilhaber, meine Freunde, das wissen Sie genau, ist in unseren Gesprächen durchaus nicht zu verachten. Ihm fällt die besondere Aufgabe zu, in eine Einheit zusammenzufassen, was an vielfältigen Aussprüchen getan wurde. Aus dem, was Sie gesagt haben, ergibt sich, dass wir den Beveridgeplan als konkreten Ausdruck der Forderungen der sozialen Gerechtigkeit und als Anfang einer umfassenderen Sozialpolitik durchaus positiv bewerten müssen. Es wird eben doch etwas geleistet, was einer zur Zeit dringend empfundenen Notwendigkeit entspricht. Es wird armen Menschen und Familien wirksam geholfen. Was den staatlichen Zwang betrifft, so betrachte ich die Sache so: Man kann es nur guthissen, wenn Regierungen erkennen, dass auch dem Staat aus den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit

Pflichten erwachsen. Wenn man zur Wahrnehmung dieser Pflichten ein eigenes Ministerium begründet, so ist das logisch richtig. Wenn man ferner auch für diesen Bereich des staatlichen Lebens Steuern erhebt oder Beiträge einzieht, so ist das ebenfalls verständlich und notwendig. Auf eine solche Weise wird der Staat noch lange nicht zum 'Wohlfahrtsstaat' im üblen Sinn des Wortes. Er braucht auch noch lange nicht zu Zwangsmassnahmen zu greifen, sondern kann sich grundsätzlich begnügen, eine wirksame Kontrolle auszuüben. Dass er da und dort, wo ein Ausnahmefall vorliegt, etwa eine besonders dringende Not, oder wo alles andere versagt oder nicht genügt, selbst die Initiative in die Hand nimmt, auch mit Zwang einmal nachhilft, das lässt sich vertreten. Es treibt das alles noch nicht über die Grenze hinaus, die mit dem subsidiären Charakter des Staates bei der Lösung aller Fragen, die primär in den Sektor des Privatlebens, der Familie, der Gesellschaft usw. gehören, gezogen ist.

Sie, Herr Präsident, haben recht, wenn Sie der Ansicht sind, man müsse mehr an die Wurzeln der Not heran. Das ist auch die Meinung des Herrn Beveridge, der ausdrücklich sagt, dass es ganz grosser Reformen bedürfe, und dass man sich nicht mit allerlei 'Flickwerk' begnügen könne. Das Problem der Gesellschaft, der geordneten, in sich ruhenden, weitgehend ihre Angelegenheiten selbst erledigenden Gesellschaft, dieses Problem steht vor allem zur Diskussion. Es ist dies kein politisches Problem, was man nicht oft genug sagen kann, es ist ein gesellschaftliches. Man ist schon seit Jahrzehnten daran, hier zeitgemässe Lösungen zu finden, und die Entwicklung selber hat ja auch schon mancherlei gesunde Gliederung geschaffen. Hier handelt es sich darum, einerseits die kollektivistischen und rein individualistischen Theorien, die einander bedingen, kritisch zu beleuchten, dann aber auch im Sinne der Enzyklika "Rerum Novarum" eine eigene Lösung, eine der Natur entsprechende, eine fortschrittliche und zugleich traditionshaltige, immer mehr zu begründen und zur Anerkennung zu bringen.

Und nun wende ich mich an Sie, mein gnädiges Fräulein, denn Sie haben Worte gefunden, die mir tief ins Herz gegangen sind. Vergessen Sie aber doch niemals, dass wir es heute nicht mehr mit einer christlich durchgeformten Welt zu tun haben. Wir müssen mit den Werten arbeiten, die noch vorhanden sind. Man kann die besten Lösungen nicht verwirklichen, wenn die besten Köpfe einer Zeit den Vollsinn der grossen christlichen abendländischen Tradition nicht mehr begreifen und also auch nicht praktisch vertreten. Abhilfe kann hier nur geschaffen werden durch eine energische Kulturarbeit aller jener, die noch das christliche Ideal in seinem ganzen Ausmass treu im Herzen tragen. Menschen wie Sie, mein Fräulein, wie Sie, Herr Präsident, können hier ausserordentlich viel tun. Gerade die Laien sind aufgerufen, um auf diesem ihren ureigensten weltlichen Gebiet die Ideen über die Gesellschaft und ihren Zustand nach und nach zu ändern und zu bessern. Mag uns der Mangel an Christentum in den Massen und auch in den Kreisen der Gebildeten, dieser grosse Fehlbetrag in der Rechnung des Jahrhunderts, bisweilen bedrücken, so kann uns die Grösse der Aufgabe doch auch wieder begeistern, und wir hoffen ja, dass uns noch so viel Freiheit in der Zukunft beschert sein möge, wie zur Durchführung einer solche Aufgabe nötig ist. Wie vieles würde sich vereinfachen, wenn man das Kreuz Christi bei der Lösung der schweren Fragen als das Zeichen der letzten und umfassendsten Orientierung immer in der Mitte hielt. Wo Opfersinn und tätige Liebe gemeinsam mit den Kräften der Natur ohne Unterlass arbeiten, da wird ganz von selbst eine bessere Gesellschaft und eine schönere Ordnung entstehen. Verdrängt man aber die Lehre des Kreuzes durch eine Lebensphilosophie des grösstmöglichen Genusses, so wird man viele Organisationen und Kassen notwendig haben, um den Ausfall an Leistungen des Opfergeistes zu ersetzen. Die Umwege um das Kreuz Christi herum kommen der Menschheit teuer zu stehen, führen immer wieder in verzweifelte Lagen, bis endlich die Weisheit der Natur und das Ideal der Bergpredigt sich doch als den alleinigen Weg erweisen, um in eine glücklichere Zukunft zu gelangen."

Nach diesen Worten wurde es ganz still. Die Oberfläche des

Sees hatte sich vollkommen beruhigt, und die Berge standen wie eine steinerne Geduld in der Klarheit des Abends. Man begab sich ins Landhaus, und der Präsident flüsterte nur noch: "In eurer Gould werdet ihr eure Seelen besitzen..." Dann stellte man das Radio an, um neue Nachrichten von neuen Zerstörungen anzuhören. Es dauerte eine Weile, ehe man sich wieder daran erinnern konnte, dass es auch unzerstörbare Ideale gibt...

Das Rätsel Russland.

Die bedeutenden Erfolge der Roten Armee haben nicht nur die Bewunderung weiter Kreise auch bei uns grösser werden lassen sondern auch das Staunen. Was, so lautet die Frage, setzt Russland und seine Kriegsmacht instand, der deutschen Wehrmacht, die bisher doch nur Siege kannte, nicht nur einen andauernden, sondern einen immer erfolgreicherem Widerstand zu leisten? Man hat diesen Winter in zahlreichen Vorträgen - auch eine im gleichen Sinn verfasste Broschüre, Niemissoff, "Das russische Rätsel" ist im März d.J. erschienen - Antwort auf die Frage zu geben versucht. Die Antworten beschränkten sich aber durchwegs auf die materielle Seite des Problems. Der unendliche und fabelhaft reiche russische Raum, so hiess es, wurde vom Sowjetregime in zwei grandiosen Fünfjahresplänen, 1928 bis 1933 und 1933 bis 1937 ("Fünfjahresplan in vier Jahren!") wirksam industriell mobilisiert. Die Verwirklichung kostet dem russischen Volk, wie Niemissoff schreibt, "unermessliche Leiden, namenlose Entbehrungen, Jahre schrecklicher Träume". Während dieser Jahre "unterscheidet sich die Masse der Arbeiter kaum von derjenigen der Galeerensträflinge und der Häftlinge". Doch der erste Plan ist ein Erfolg, der zweite nicht minder" (S.6).

Das Problem hat zweifellos aber auch eine menschliche Seite. Das russische Volk und seine Rote Armee müssen in einer seelisch geordneten Verfassung sein, dass sie so Widerstand leisten können. Der Sowjetgegner begnügt sich auf diese Frage mit dem Hinweis auf die besondere Natur des russischen Menschen, die ihm eine unerschöpfliche Fähigkeit zu tragen, zu erdulden und zu leiden verleihe. Die Sowjetregierung könne in Anbetracht der Duldsamkeit und Anspruchslosigkeit ihrer Volksmassen, und Soldaten ruhig vergessen, dass sie Menschen seien und könne sie bloss als einfaches, "menschliches Material" behandeln. - Aus zahlreichen russischen Zeugnissen ist die "breite russische Natur" bekannt mit ihrer Fähigkeit zu ausserordentlichen Willensanstrengungen, zur Missachtung des persönlichen Vorteils, zur zähen Selbstaufopferung. Aber erklärt die Natur des russischen Menschen wirklich alles?

Manche Linkskreise (nicht alle) haben da die Antwort bereit, das heutige russische Geschehen sei die "erste grösse weltgeschichtliche Manifestation des ersten sozialistischen Staates". - Diese Antwort ist klar, aber Helene I s w o l s k i würde den Leuten, die sie geben, sagen, dass sie den marxistischen Kommunismus mit unendlich viel tieferen und organischeren Bekundungen verwechseln. H. Iswolski schrieb zu Beginn des Jahres 1936 ein Buch "Der neue Mensch im Russland von heute", welches ebenfalls 1936 in deutscher Ausgabe im Vita Nova-Verlag erschien. Die Frage ging um den damals viel beschriebenen "Sowjethumanismus", um den "neuen Menschen im Sowjetrussland". Freunde wie Feinde des Sowjetregimes suchten ihre optimistischen oder kritischen Auffassungen aus der Analyse der Sowjet-Wirtschaft zu gewinnen und darzustellen. Die Russin Iswolski zeigte aber, dass man nicht bei den zufälligen Erscheinungen im Sowjetland stehen bleiben dürfe, sondern den grossen Prozessen nachspüren müsse, die der Seele des Volkes selber entspringen. Ihre Schrift ist heute wieder von der grössten Aktualität, weil ihre Hinweise von damals den Schlüssel bieten zu einem tieferen Verständnis auch des Gegenwärtigen. Auch der Sozialist, der diese Schrift studiert, muss gestehen, dass die "Manifestation

des sozialistischen Staates" doch eine zu billige und zu einfache Erklärung ist (vgl. "Berliner Tagwacht" vom 3., 4. und 5. Februar).

Iswolski gibt zu, dass zu Anfang der russischen Revolution diese in die Tiefe gehenden Prozesse mit dem äusseren Tätigkeitsbereich des militanten Marxismus zusammengefallen seien, insofern man diesen als eine "Zerstörungsmaschine" und als eine Art Zuchtrute betrachten will. Aber schon seit mehreren Jahren (das ist 1936 geschrieben) sei die revolutionäre Aktion durch Kräfte ersetzt worden, die als "nachrevolutionär" bezeichnet werden müssten, eine "Nationalisierung und Spiritualisierung der Revolution" bedeuteten, über den Marxismus hinausgingen und deren unwiderstehlicher Gewalt selbst die kommunistischen Führer sich beugen müssten. Sie gibt mehrere Beispiele dieser geheimen aber ausserordentlichen Macht, welche den ursprünglich marxistischen Plan hat fehlschlagen lassen. Wir können uns hier mit zwei derselben begnügen.

* * *

Der 17. Kongress der Kommunistischen Partei im Januar 1934 befasste sich mit der Festlegung einer "n o u e n r e a l i s t i s c h e n A g r a r p o l i t i k." Im Zuge des ersten Fünfjahresplanes war 1929 mit der Kollektivierung der Landwirtschaft begonnen worden. Die Sowjettheoretiker hatten die Schaffung integraler landwirtschaftlicher Kommunen befürwortet, d.h. ländlicher Gemeinwesen, die nicht nur die Produktionsmittel, sondern die gesamte Existenz der Bauern sozialisierten. Man entwickelte aber dann doch die Kolchose, d.h. eine Kollektivwirtschaft, bei der allein die Produktionsmittel Gemeineigentum wurden. Freilich nicht ohne den Hinweis der Gesetzgeber, dass es sich um eine Uebergangsform handle, die den Bauern daran gewöhnen solle, sich schliesslich der "integralen Kommune" anzupassen. Die Kolchose wurde einem ausserordentlich harten Regime unterworfen. Der Boden, das Vieh, die Gerätschaften und selbst die persönlichen Gegenstände der Bauern wurden mit brutalen Methoden kollektiviert. Die Bauern wurden jeder persönlichen Nutzniessung beraubt und unter den Druck der ihnen auferlegten Leistungen für den Staat und der Bewachung durch die "politischen Sektionen", einer polizeilichen Organisation, gestellt. Gegen dieses Joch des Kolchosens-Regimes erhoben sich die Bauern in Massen. Weder die Unterdrückungen durch die "politischen Sektionen" noch die Deportation ganzer Dorfgemeinden - nach einer Moskauer Korrespondenz im "Courrier Socialiste" vom 28.12.35 verloren die Bauern dabei Millionen Menschen -, noch die Militarisierung der Feldarbeiten vermochten diesen Widerstand zu brechen. Es kam zu katastrophalen Ernten und zur Flucht der Landarbeiter in die Städte. Das bewog Stalin schliesslich zur Revision der Agrarpolitik. Er betonte in seiner Rede vom Januar 1934 die Unwirksamkeit der integralen Kommune und der Kolchose strenger Richtung und schlug als neues Muster der landwirtschaftlichen Gemeinwirtschaft den "Artel" vor, der eine der traditionellen Formen des russischen Genossenschaftswesens darstellt. In ihm bleibt jedem landwirtschaftlichen Arbeiter ein privater Sektor gewahrt: Wohnung, Stall, Vieh und ein Stück Land. Der Artel, stellte Stalin fest, sei unter den gegenwärtigen Bedingungen die einzig mögliche Form der kollektivistischen Bewegung, weil er "die persönlichen Interessen der Kolchose-Arbeiter mit den sozialen Interessen zu verbinden weiss". Die Rede Stalins vom Januar 1934 und das neue Kolchosenstatut vom Mai 1935 waren eine K o n z e s s i o n der Regierung an die Opposition der Bauern, eine opportunistische Massnahme, wenn dieselbe auch mit den marxistischen Begründungen versehen wurden, schon Marx und Engels hätten sich gegen die Nivellierung gewandt und Lenin habe die Gleichmacherei als eine "absurde Erfindung der Intellektuellen" gebrandmarkt.

* * *

In das gleiche Jahr 1934 fällt die Katastrophe der "Tscheljuskin" und die Rettung ihrer Besatzung sowie der Mitglieder einer Polarexpedition. Der Eisbrecher "Tscheljuskin" sollte durch die Arbeiten dieser Polar-

forscher die Möglichkeit einer regelmässigen Schifffahrt im nördlichen Eismeer studieren und hat das auch erfolgreich getan. Am 13. Februar wurde das Schiff von Eisschollen zermalmt. Durch eine prachtvolle Disziplin der Mannschaft und der Passagiere wurden alle Personen ausser einer auf eine Eisscholle gerettet. Durch mutiges Verhalten konnten die Schiffbrüchigen 6 Wochen in Eis und Schneesturm überdauern und schliesslich durch den Wagemut tüchtiger Flieger gerettet werden. Das ganze Sowjetland war die Wochen hindurch in Spannung gehalten; denn die Schiffbrüchigen waren dauernd in Radioverbindung mit Moskau. Das mutige Durchhalten und die heroische Rettungsaktion lösten eine Wellenationalen Begeisterung in der Sowjetunion aus.

Das Tscholjuskin-Abenteuer hatte seine Auswirkung. Patriotische Gefühle waren seit langem im Marxismus erstickt. Jetzt drohten sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt Luft zu machen. Stalin kam dem zuvor, indem er sie legitimierte, obwohl sie ausserhalb des Regimes und sogar im Widerspruch zu seiner Grundtendenz entstanden waren. Im Glückwunschtelegramm Stalins an den Expeditionsleiter fiel zum ersten Mal das Wort "Vaterland" und seitdem ist das Wort vom Sowjet-Vaterland Parole. Ein vertieftes und gleichsam geläutertes Gefühl für das Vaterland hatte die Irrfahrt der "Tscholjuskin" geweckt. Und ebenso ein neues Gefühl für die Persönlichkeitswerte, weil das Ereignis gezeigt hatte, dass das Schicksal einer Gemeinschaft von den moralischen und persönlichen Qualitäten ihrer Glieder ebenso abhängt, wie von der Energie und Initiative eines Führers. Erstmals war die Rede vom "neuen Sowjetmenschen" und vom "Humanismus".

Diese geistige Entwicklung fällt zusammen mit einer ganzen Reihe von wirtschaftlichen und politischen Umformungen, die für die Jahre 1934 und 1935 charakteristisch sind: Februar 1935 Reform der Verfassung und Projekt der Wiederherstellung des direkten und geheimen Wahlrechts für die Sowjetwahlen 1937; Mai 1935 Verkündigung des oben genannten neuen Statuts der Kolchosen; September 1935 Schulreform mit dem Ziel, den Unterricht nach den alten pädagogischen Methoden zu systematisieren; Wiederherstellung der Rangordnung in der Armee; Reform des Familienrechts, welche die Scheidungsformalitäten erschwert und die Verantwortlichkeit der Eltern gegenüber den Kindern schärfer betont; Dezember 1935 Aufhebung der Klassenvorrechte im höheren Unterricht, der jetzt auch der nichtproletarischen Jugend zugänglich wird.

In das Frühjahr 1935 fällt auch eine Erklärung Stalins, die soviel bedeutet, dass Stalin nicht mehr auf die Partei allein sich stützt, sondern auf die breiten Schichten der Bevölkerung, an deren Loyalität er appelliert. In dieser Rede an die Aspiranten der Militäarakademie sagt Stalin zum Schluss: "Die Parteimitglieder bilden eine Minorität und die Parteiloseren sind in der Mehrheit. Wer der Sache des Proletariats dient, ist ein Bolschewist. Und zahllos sind die Parteiloseren, die ihr dienen. .. Legen Sie meine Worte nicht falsch aus, - keineswegs habe ich die Absicht, Ihnen vom Eintritt in die Partei abzuraten, aber ich sage, dass es unter den Parteiloseren viele treue Menschen gibt..." "Schont den Menschen!..." "Ein Parteiloser verdient gleiche Beachtung wie ein Kommunist!..." So lauten die neuen Parolen Stalins. Der Mensch ist in seiner Würde wieder hergestellt - ohne Rücksicht darauf, ob er orthodoxer Marxist ist oder nicht.

H. Iswolski sagt dazu: "Der Wille eines unterjochten und seiner ganzen Freiheit beraubten Volkes hat in einem wahrhaft grossartigen geistigen Kampf Mittel und Wege gefunden, der herrschenden Macht seine eigene 'Generallinie' aufzuprägen; und die Regierung hat diese dann nachträglich durch Reden und Verordnungen legitimieren müssen. Aus diesen - den Reden und Verordnungen - soll man aber nicht auf die eigentliche Richtung der sowjetistischen Entwicklung schliessen wollen; denn von ihr erkennt jede rein äusserliche Betrachtung nur den rohen, von höchst geschickten Opportunisten gelieferten Rahmen ... Entscheidend ist, was sich im Innern dieser Form abspielt..."

Eine Volksseele, die sich so bekundet, fühlt sich nicht gebrochen ausgeliefert an barbarische Tyrannen. Sie hat aber auch nicht ein marxistisches Denken und Fühlen sich zu eigen gemacht. Russland hat sein eigenes nationales Schicksal fest in der Hand. Unter dem Druck der notwendig werdenden nationalen Verteidigung ist das Volksbewusstsein wieder erwacht. Sein Regime hat - ob nur aus Taktik oder in innerem Mitgehen, können wir nicht entscheiden - sich dem nationalen Bewusstsein angepasst. Der Krieg hat auch das Seine beigetragen, Spannungen zwischen Volk und Regierung in den Hintergrund treten zu lassen. Haltung und Stimmung antibolschewistischer russischer Emigranten lassen das ahnen und verstehen. Ein Krieg hat das bolschewistische Regime gebracht; es kann wohl nur wieder ein Krieg sein, der es so oder so ändert. Die Volksseele ging in der Revolution mit, um Altes zu zerschlagen, um die alte führende Klasse, die, wie Iswolski sagt, "zu steril, ohne Verbindung mit dem Volke und in der Tradition erstarrt" war, wegzufegen. Das Proletariat in Russland mag dem Sowjetregime, so unmenschlich es auch ihm gegenüber aufgetreten ist, danken, dass es ihm als Klasse die Erniedrigung nahm und eine neue Würde gab. Aber das leidenschaftliche Suchen nach der sozialen Wahrheit, die eine der stärksten Realitäten des russischen Lebens ist, wird weiter gehen in der Ueberzeugung, dass diese Wahrheit existiert, auch wenn sie noch nicht völlig entdeckt und sichtbar gemacht worden ist.

Umschau über neue und ältere katholische Literatur
zum Thema V o r s e h u n g (Fortsetzung) vgl. Nr. 6

B. Der zweite Fragenkreis, der sich in Bezug auf die Vorsehung besonders heute wieder brennend stellt, ist die Frage nach dem Sinn der Geschichte.

Wir beschränken uns auch hier auf die katholische Literatur und zwar vornehmlich auf solche, die nicht so sehr wissenschaftlichen als vielmehr praktischen Zielen dienlich erscheint.

I. N e u e r e P u b l i k a t i o n e n .

Eine gute Einführung in die geschichtsphilosophische Fragestellung bietet J. B e r n h a r t "Sinn der Geschichte" im I. Band der "Geschichte der führenden Völker" (herausgegeben von H. Finke, H. Junker, G. Schnürer, Freiburg 1931). Wertvoll ist darin besonders der historische Ueberblick über die grossen Versuche zur Sinnerfassung der Geschichte...

A n t o n S c h ü t z "Gott in der Geschichte, Eine Geschichtsmetaphysik und -theologie" (Salzburg 1936) baut seine Gedanken auf die Grundthesen auf: Aus der Geschichte stossen wir immer wieder auf Gott, denn sowohl das Irrationale, wie die Tragik, wie die Energien in der Geschichte weisen auf einen transzendenten Schöpfer. Und weiter: Gott ist der Schlüssel der Geschichte, als Schöpfer, als Erlöser, als Heilmacher in seiner Civitas Dei.- Anregend ist besonders der 1. Teil wegen seiner anschaulichen Belege.

O s k a r B a u h o f e r: "Das Geheimnis der Zeiten. Christliche Sinn- deutung der Geschichte" (Kösel, München 1935) will eine Theologie der Geschichte umreissen. Es handelt sich für ihn um den Versuch, die Geschichte und das Geschichtsverständnis aus einem mythologisierten modernen Denken in den Raum des Mysteriums zurückzuholen. Vgl. besonders die Kapitel: Christus und die Geschichte usw.

A l f r e d D e l p spürt in einem Artikel der "Stimmen der Zeit" (Mai 1941) dem Zusammenhang zwischen "Weltgeschichte und Heilsgeschichte" der Menschen nach und kommt zum Ergebnis: Der Sinn der Geschichte ist nicht einfachhin das Heil der Menschen, sondern die Herausbildung jeweils neuer Möglichkeiten, sich

zum Heil zu bewähren. Sie ist für den Christ der Ort der Entscheidung. Darum seine Aufgabe: nicht Flucht aus der Geschichte, sondern Bewährung innerhalb der Geschichte.

C.A. Kennel "Christus Mittelpunkt der Geschichte" (Zeitschrift für Aesthetik und Mystik 1938) weist nach, wie die Fäden der vorchristlichen Geschichte auf Christus zulaufen und wie Christus für die nachfolgende Zeit das Salz der Erde und das Zeichen, dem widersprochen wird, bildet. - Interessante geschichtliche Belege. - Schliesslich sei

Th. Häckler "Der Christ und die Geschichte" (Leipzig, 1935) erwähnt.

2. Klassische geschichtstheologische Werke.

Augustinus, "De Civitate Dei" (Kösel, Bibliothek der Kirchenväter). Nach A. ist die Geschichte ein fortdauernder Kampf des Reiches Gottes und der Finsternis. Den Ausgangspunkt bilden Berufung und Fall des Menschen. Mittelpunkt ist die Erlösung und Begründung des Gottesreiches durch Christus. Das Ganze schliesst mit dem Jüngsten Gericht und dem Uebergang der Zeit in die Ewigkeit, in der erst die letzten Rätsel des Diesseits sich lösen. In göttlicher Dialektik muss das Böse dem Guten dienen. - Diese Deutung der Geschichte erschliesst einen lichtvollen Durchblick durch das Ganze, wenn es auch unmöglich bleibt, von Christus als Mittelpunkt aus im einzelnen alle grossen geschichtlichen Tatsachen zu verstehen.

In der Neuzeit nimmt Bossuet in seinem glänzenden Discours sur l'histoire universelle (1681) die grosse Tradition christlicher Geschichtsschau auf. Vgl. besonders: Seconde Partie: Suite de la Religion.

Gegen die rationalistische Konzeption des 18. Jahrhunderts wendet sich De Maistre in seinen Gesprächen der "Soirée de Saint-Petersbourg" ou entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence (1821). - In einer Sommernacht treffen sich die drei Freunde am Ufer der Neva und diskutieren über den grossen Skandal der menschlichen Vernunft, über das Glück der Schlechten und das Unglück der Guten. De Maistre ist nicht zufrieden mit der Lösung, dass das andere Leben den Triumph über das Böse bringen wird. Er geht einen Schritt weiter und stellt seine These auf: Es ist falsch, dass das Böse in dieser Welt glücklich ist und die Tugend unglücklich. Es gibt auf Erden eine allgemeine und sichtbare Ordnung der zeitlichen Strafen für das Böse (1. Gespräch). Also: die Weltgeschichte als immanentes Strafgericht Gottes.

J. Görres "Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geschichte" (1830) stellt der säkularisierten Geschichtswissenschaft wie der rationalistischen Geschichtsphilosophie die hl. Wissenschaft entgegen, welche alles in Gott dem Dreieinigem auffasst und in der Weltgeschichte ein Werk der Vorsehung mit dem Kreuze Christi als Mittelpunkt sieht.

Donoso Cortés "Der Staat Gottes. Eine katholische Geschichtsphilosophie" (1851) spanisch erschienen unter dem Titel: Ensayo sobre el catolicismo, el liberalismo y el socialismo considerados en sus principios fundamentales). - D. fasst seine Geschichtsbetrachtung in das lapidare Gesetz: "Was ist die wahre Meinung des Katholizismus über den Verlauf dieses gigantischen Kampfes zwischen Gut und Bösem, oder wie St. Augustin sagen würde: zwischen der Stadt Gottes und der Stadt der Welt? Und die Antwort darauf: Ich für meine Person halte es für bewiesen und evident, dass hier unten das Böse am Ende immer über das Gute triumphiert und dass der Triumph des Guten über das Böse Gott sozusagen persönlich vorbehalten ist". Also Weltgeschichte als Pädagogik Gottes! Mit einer hinreissenden Kraft führt D. diesen Gedanken im einzelnen durch und will damit den Fortschrittsoptimismus rationalistischer Prägung vernichtend treffen (vgl. D. Westmeyer, Donoso Cortés Staatsmann und Theologe).

Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. 1942
Hermann Fischer-Verlag, Stockholm.

Das Testament eines Sechzigjährigen, von erschütternder Tragik. Diese Selbstbiographie schildert nicht so sehr sein Schicksal, als das einer ganzen Generation. Zweig war Oesterreicher, Jude, Humanist, Pazifist u. Schriftsteller von Weltruf, dessen grösster Schmerz es war, "wehrloser Zeuge zu sein des unvorstellbarsten Rückfalles der Menschheit in längst vergessen gemeinte Barbarei mit ihrem bewussten programmatischen Dogma der Antihumanität". - In Wien 1881 geboren. Im Zeitalter bürgerlicher Sicherheit, wuchs Z. heran als Sohn eines geschäftstüchtigen, liberalen Juden, dessen Maxime nicht der deutsche kategorische Imperativ war, sondern das österreichische "Leben und Lebenlassen". Obwohl Stefan Wiens höhere Schulen besuchte u. seine Studien mit dem philosophischen Doktor abschloss, glaubte er doch, dass man ein ausgezeichnete Philosoph, Historiker, Philologe u. Jurist werden könne, ohne eine Universität oder sogar ein Gymnasium besucht zu haben!). Mehr als Schule u. Wissenschaft interessierte ihn die Stadt Wien mit ihren tausendfältigen Anregungen, die Stadt der Theater u. Konzerte, der Museen u. Buchhandlungen, vor allem aber die Stadt des "Jungen Wien" mit Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, Peter Altenberg u. Hugo von Hofmannsthal, in denen die spezifisch österreichische Kultur zum erstenmal europäischen Ausdruck fand. Der Politik stand Z. grundsätzlich fern, auch dem stupiden Studentenleben seiner Zeit.

Schon als Neunzehnjähriger veröffentlichte er seinen Band "Gesammelte Gedichte", die ihm das rückhaltlose Lob Liliencrons, Rilkes u. Dehmels, der damals führenden lyrischen Dichter, eintrugen. Bald folgten Novellen und Essays in den führenden literarischen Zeitschriften u. Zeitungen. Dank der jüdischen Presse u. Protektion wurde Z. schon früh eine literarische Berühmtheit und blieb es, bis seine Bücher im Dritten Reich zu Asche gebrannt wurden, in demselben Lande, wo er durch seine Werke Millionen von Lesern sich zu Freunden gemacht hatte. Der Wiener Poet produzierte leicht u. fliessend, war aber ein Feind aller Weitschweifigkeit. Sein Schaffen war "ein Prozess der Kondensierung und Dramatisierung". Im Gegensatz zu andern österreichischen Zeitgenossen, deren Werke vielfach an epischer Breite litten, liebte Zweig "die systematische Methode der ständigen Ausschaltung aller überflüssigen Pausen u. Nebengeräusche". Sein Ehrgeiz war "die Kunst des Verzichtenkönnens" und von 1000 geschriebenen Seiten 800 in den Papierkorb zu werfen und nur 200 "als die durchgeseichte Essenz" zurückzubehalten. Dabei waren seine Gedanken einzig auf das Europäische, auf das Übernationale gerichtet, was zur Folge hatte, dass seine Bücher von französischen, russischen, bulgarischen, armenischen, portugiesischen, argentinischen, norwegischen, lettischen, finnischen und chinesischen Verlegern angefordert wurden, und er so zum meistübersetzten Autor der Welt wurde.

Was der "Welt von Gestern" besonderen Reiz u. Wert verleiht, ist die Schilderung seiner persönlichen Beziehungen zu führenden Männern seiner Zeit im In- und Ausland. Ein Stück Zeit-, Kunst-, Musik- u. Theatergeschichte spiegelt sich in den geistvollen Essays über den "König von Zion" Theodor Herzl, über die Politiker Walter Rathenau u. Victor Adler, über die Dichter Hugo v. Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Claudel, Romain Rolland, Benedetto Croce, Maxim Gorki, über den Bohémien Peter Hille, den späteren Anthroposophen Rudolf Steiner, über die Künstler Rodin u. William Blake, über den Psychoanalytiker Sigmund Freud, über den Komponisten Richard Strauss u. die Schauspieler Matkowsky, Kainz und Moissi. Als Europäer lag ihm allezeit die geistige Einigung u. des Schicksals Europas am Herzen, u. mit einer grimmigen Leidenschaft verfolgte er die politischen Erschütterungen des Abendlandes, die ihn nach der Machtergreifung Hitlers in das Chaos der Judenverfolgung rissen u. schliesslich, wie tausend andere seiner Rasse an das Gestade Amerikas schwammen.

Zweig war ein begnadeter Dichter u. Seher, aber ohne religiöse Tiefe. Die Kunst war sein Gott. Ohne es zu wollen, war daher auch er einer der Totengräber der abendländischen Kultur. Im Grunde eine feminine Natur, fehlte ihm letztlich die Kraft durchzuhalten u. die Verzweiflung männhaft von sich abzuwehren.